

François Höpflinger (www.hoepflinger.com)

Sozialbeziehungen im Alter – Entwicklungen und Problemfelder

Einleitung und Problemstellung

Gute soziale Beziehungen sind unbestreitbar in jeder Lebensphase ein zentrales Element sozialer Integration und auch das Wohlbefinden von Frauen und Männern wird von guten sozialen Beziehungen mitbestimmt. Auch im hohen Lebensalter sind Zufriedenheit mit der erhaltenen Unterstützung und die wahrgenommene Stärke der sozialen Netzwerke signifikante Einflussfaktoren für Lebenszufriedenheit (vgl. Bennett, Riedel 2013: 25). Entsprechende Studien bei älteren Menschen zeigen dabei, dass weniger die Quantität als die Qualität sozialer Beziehungen das Wohlbefinden erhöht. Entscheidend in späteren Lebensphasen ist insbesondere das Vorhandensein mindestens einer Vertrauensperson. Gute Sozialbeziehungen sind zudem eine zentrale Quelle sozialer Unterstützung, etwa im Fall von Hilfs- und Pflegebedürftigkeit älterer Menschen. Gleichzeitig kann sich ein gutes soziales Netz, welches emotionale wie instrumentelle Unterstützung anbietet, positiv auf die Gesundheit wie auch auf den Behandlungserfolg bei sozio-medizinischen Interventionen aus (wobei soziale Unterstützung neben einem direkten Effekt auch indirekte Wirkungen (im Sinne von 'Puffer-Effekten') aufweisen kann (vgl. Meyer 2000).

Soziale Beziehungen sind allerdings in ihrer Form und Art sehr vielfältig, und Struktur, Dynamik und psychosoziale Wirkungen sozialer Beziehungen variieren je nachdem ob es sich um eine Partnerbeziehung, eine Eltern-Kind-Beziehung, um Beziehungen zu Geschwistern, zu Nachbarn oder Arbeitskollegen usw. handelt. Für einen aktuellen Überblick zu verschiedenen Formen persönlicher Beziehungen eignet sich das ‚Handbuch Persönliche Beziehungen‘ (Lenz, Nestmann 2009) bzw. für soziale Beziehungen im Alter (Tesch-Römer 2010).

In öffentlichen Diskussionen sind bezüglich Sozialbeziehungen im Alter allerdings zwei Stereotype immer noch weit verbreitet:

Zum einen herrschen teilweise kulturpessimistische Vorstellungen eines Zerfalls sozialer und namentlich auch familialer Solidarität und Unterstützung vor (obgleich alle durchgeführten Netzwerkanalysen namentlich den Zerfall familialer Generationensolidarität empirisch nicht belegen (vgl. Brandt 2009, Perrig-Chiello, Höpflinger, Suter 2008).

Zum anderen ist 'Einsamkeit im Alter' weiterhin eine verbreitete Thematik im Rahmen defizitärer Bilder zum Alter. Zu den unkritisch immer wieder aufgeführten Behauptungen gehört, dass Einsamkeit im Alter im Verlauf der gesellschaftlichen Entwicklung an Bedeutung gewann, da unsere Gesellschaft anonymer und unsolidarischer geworden sei.

Ein Vergleich der Einsamkeitsgefühle bei alten Menschen aus Genf und dem Wallis zwischen 1979 und 2011 widerlegt diese Behauptung und der Anteil der sich häufig und immer einsam fühlenden 80-jährigen Frauen und Männer ist im Zeitvergleich signifikant gesunken. Einsamkeit im Alter existiert, ist aber weniger häufig als in früheren Zeitepochen.

Zu beachten ist allerdings, dass das Gefühl von Einsamkeit und soziale Isolation - definiert als Fehlen guter sozialer Beziehungen - nicht deckungsgleich sind. Einerseits fühlen sich nicht alle sozial isolierten Betagten einsam, andererseits ist Einsamkeit auch in einer Ehe denkbar. Zudem kann soziale Isolation und Vereinsamung im hohen Lebensalter auch das Ergebnis eines gewollten sozialen Rückzugsprozess darstelle. Entsprechende Längsschnittbeobachtungen weisen nach, dass viele alte Menschen ausserfamiliale soziale Beziehungen aus eigenem Antrieb und selbst gewählten Gründen beenden (vgl. Lang 2007).

Einsamkeitsgefühle 1979-2011

	Region:	Zuhause lebend 80-Jährig und älter					
		Männer			Frauen		
		A	A	B	A	A	B
		1979	2011	2011	1979	2011	2011
	N:	98	264	393	133	308	452
Durchschnittliches Alter		83.3	86.3	85.8	83.5	87.8	87.1
Anteil mit Antworten: häufig/immer							
- sich einsam, isoliert fühlen		28%	10%	8%	20%	12%	13%

Region A= Genf und Zentralwallis, Region B = Genf, Zentralwallis, Bern, Basel.

Quelle: eigene Auswertungen, (für Daten 1979 vgl. GUGRISPA 1983, für Daten 2011: NCR Vivre-Leben-Vivere (SNF-Projekt (CRSIII_129922) unter der Leitung von Michel Oris, Universität Genf und Pasqualina Perrig-Chiello, Universität Bern, sowie weiteren Gesuchstellenden. Jeweils nach Alter, Geschlecht und Region gewichtete Samples.

Zentral ist auch, dass unter dem Stichwort ‘soziale Beziehungen’ völlig unterschiedliche soziale Beziehungskonstellationen zusammengefasst sind. Im Folgenden soll auf die Bedeutung verschiedener Beziehungsformen für das Leben in späteren Lebensphasen eingegangen werden.

Theoretische Grundlagen

Die theoretische Bedeutung verschiedener sozialer Beziehungen namentlich bezüglich Unterstützungsleistungen wird unterschiedlich interpretiert. In der Literatur stehen zur Frage der Aufgaben- und Arbeitsteilung in sozialen Netzwerken vor allem zwei theoretische Positionen im Zentrum der Diskussion: Einerseits besteht die These von der ‘hierarchischen Kompensation’, wonach es eine kulturell vorgegebene Hierarchie an Unterstützungspersonen gibt (z.B. zuerst EhepartnerIn, dann Kinder und erst danach ausserfamiliale Bezugspersonen) (vgl. Cantor 1991). Zum anderen besteht die Gegenthese der ‘funktionalen Spezifität’ sozialer Beziehungen, wonach jeweils unterschiedliche Beziehungen jeweils unterschiedliche soziale Aufgaben übernehmen (vgl. Messeri et al. 1993). Empirisch ergeben die vorhandenen Daten kein eindeutiges Bild, um klar eine der beiden Thesen abzulehnen. Die Mehrdeutigkeit sozialer Unterstützung wurde schon im ersten deutschen Alterssurvey klar deutlich (vgl. Künemund, Hollstein 2000: 252).

Die Mehrdimensionalität sozialer Netzwerke hängt gerade damit zusammen, dass verschiedene soziale Beziehungen unterschiedliche kulturelle, soziale und psychologische Merkmale aufweisen (vgl. Tesch-Römer 2010) So haben Freundschaften einen gänzlich anderen Charakter als Eltern-Kind-Beziehungen, und die Beziehung zum Ehepartner unterscheidet sich in wichtigen Dimensionen von Beziehungen unter Geschwistern, usw.

Inhaltlich - bezogen auf Unterstützung und Solidarität - sind bei sozialen Beziehungen namentlich drei Dimensionen bedeutsam: erstens Art und Ausmass an (instrumentellen) Hilfeleistungen, zweitens die (emotionale) Beziehungsenge und drittens die Kontakthäufigkeit. Die drei Dimensionen können – wie Martin Kohli et al. (2000: 202-205) am Beispiel von Eltern-Kind-Beziehungen in späteren Lebensphasen sehr schön illustrieren - unabhängig voneinander variieren. Eine hohe Kontakthäufigkeit muss nicht mit emotional enger Beziehung einhergehen, wie umgekehrt eine enge Beziehung vorliegen kann, ohne dass es zu häufigen Kontakten kommt. Instrumentelle Hilfe kann auch unter entfremdeten Angehörigen geleistet werden, usw.

Auch Bengtson und Roberts (1991) konzeptualisieren (intergenerationelle) Solidarität als vielschichtiges und multidimensionales Konstrukt, mit sechs Elementen:

- a) Affektive Solidarität: Art und Ausprägung von positiven Gefühlen gegenüber Bezugspersonen und Ausmass der Reziprozität dieser Gefühle,
- b) Assoziationale Solidarität: Häufigkeit der Kontakte und Kontaktmuster,
- c) Konsensuale Solidarität: Ausmass der gegenseitigen Übereinstimmung in Werten, Einstellungen und Überzeugungen,
- d) Funktionale Solidarität: Ausmass der gegenseitigen Hilfe und des Austauschs von Ressourcen,
- e) Normative Solidarität: Stärke der Verpflichtungen gegenüber familialen Rollen und intergenerationellen Leistungen,
- f) Strukturelle Solidarität: Möglichkeiten zu Pflege sozialer Beziehungen aufgrund von in Grösse und Art der Familie sowie der geographischen Nähe von Familienmitgliedern.

Die verschiedenen Elemente intergenerationeller Solidarität sind untereinander nicht immer stark interkorreliert. So zeigen sich oft keine hohen Korrelationen zwischen Zuneigung, Kontakthäufigkeit und intergenerationellem Konsens. Wenn sich also ältere Eltern und ihre Kinder häufig sehen, empfinden sie sehr wahrscheinlich auch positive Gefühle füreinander, sie stimmen aber deswegen nicht in ihren Wertvorstellungen, Einstellungen und Überzeugungen überein. Intergenerationelle familiäre Solidarität ist damit ein mehrdimensionales Konstrukt, auch wenn sich teilweise zwischen verschiedenen Elementen deutliche Zusammenhänge ergeben. So hängt etwa normative Solidarität - die Erwartungen, dass erwachsene Kinder und ihre älteren Eltern Familienrollen ausüben und Familienverpflichtungen nachgehen sollten - mit der affektiven und der assoziationalen Solidarität zusammen. Darüber hinaus erwies sich eine bessere Gelegenheitsstruktur für Interaktionen (Nähe des Wohnortes und gute elterliche Gesundheit) als positiv in Bezug auf die Kontakthäufigkeit (vgl. Szydlik 2000).

Formal betrachtet lassen sich soziale Beziehungen (im Alter) nach vier Hauptkriterien unterscheiden:

- a) Zusammenleben im gleichen Haushalt versus Leben in unterschiedlichen Haushaltungen: Ehepartner leben zumeist im gleichen Haushalt, wodurch sie auch als Unterstützungspersonen in alltäglichen Dingen immer an erster Stelle stehen. Alle anderen soziale Beziehungen - zu Freunden, zu Kindern, Enkelkindern, Geschwistern usw. - sind zumeist multilokal organisierte Beziehungen und unterliegen primär dem Prinzip von 'Intimität auf Abstand'.
- b) Familial-verwandschaftliche Beziehungen versus nicht-familiale Beziehungen: (Bluts-)-Verwandte geniessen auch in unserer Gesellschaft einen anderen Stellenwert als 'Wahlverwandte' (und dies gilt nicht nur bezüglich Familien- und Erbrecht). So sind die Kontakte älterer Menschen zu ihren Enkelkindern intensiver als zu anderen Kindern oder Jugendlichen, und Kontakte zu biologischen Grosseltern sind zumeist intensiver als zu Stiefgrosseltern. Freundschaften sind auch im Alter gerade deshalb wertvoll, weil es sich hier um selbst gewählte Beziehungen ausserhalb familialer Verpflichtungen und Konfliktsituationen handelt, usw.
- c) Zugeschriebene versus frei wählbare Beziehungen: Diese Unterscheidung deckt sich teilweise mit der Unterscheidung familial-verwandschaftlicher und ausserfamilialer Beziehungen, da die meisten Angehörigen 'zugeschrieben' sind. Weder Eltern noch Geschwister oder Tanten und Onkeln sind frei wählbar. Dasselbe gilt für Enkelkinder. Einzig die Zahl und teilweise die Entwicklung der eigenen Kinder kann zeitweise 'gestaltet' werden, wobei die in früheren Lebensjahren getroffenen Entscheidungen sich irreversibel auf das Alter auswirken. Wer mit vierzig Jahren keine Kinder hat, muss mit achtzig Jahren das Fehlen von Nachkommen (Kinder und Enkelkinder) zwangsläufig zu kompensieren suchen. Freunde hingegen sind in jeder Lebensphase wählbar, und das gleiche gilt für enge Bekannte oder - teilweise - für professionelle Beratungspersonen. Aber auch bei ausserfamilialen Beziehungen ist die Wählbarkeit teilweise

eingeschränkt, dies gilt etwa für die Nachbarn oder für Vorgesetzte und ArbeitskollegInnen. Erst mit der Pensionierung werden Arbeitskontakte frei gestaltbar, indem es dann möglich wird, nur mit ausgewählten ehemaligen KollegInnen den Kontakt aufrechtzuerhalten.

d) Zugehörigkeit zur gleichen Altersgruppe (und damit zwangsläufig zur gleichen sozio-historischen Generation) versus Zugehörigkeit zu älteren bzw. jüngeren Altersgruppen bzw. Generationen. Häufig eher gleichaltrig sind Freunde, EhepartnerIn und Geschwister (namentlich im Alter, wo früher zentrale Altersunterschiede zwischen Geschwistern irrelevant werden). Auch ehemalige ArbeitskollegInnen gehören oft in etwa der gleichen Generation an bzw. sie befinden sich zumindest gemeinsam in der nachberuflichen Lebensphase. Kinder und namentlich Enkelkinder gehören zwangsläufig zur jüngeren Generation, und mit steigendem Lebensalter werden etwa auch Nachbarn oder professionelle HelferInnen relativ 'jünger', usw. Umgekehrt können ältere Menschen gegenüber jüngeren Menschen die Rolle eines (älteren) Mentors übernehmen, um somit Aspekte der 'Generativität' zu verwirklichen.

Das Verhältnis von familialen versus ausserfamilialen Beziehungen, von zugeschriebenen versus selbst gewählte Kontaktpersonen sowie zu Kontakten mit Gleichaltrigen oder jüngeren Menschen kann auch im Alter variieren.

Deutschsprachige Schweiz: Vorhandensein von Angehörigen und Freunden 2003 und 2013							
Zuhause lebende Personen: Vorhandensein von:							im Heim
			60-64	65-69	70-74	75-79	80+
	N:		204	252	195	183	180
							80+
							234
Geschwister	2003		86%	81%	81%	74%	68%
	2013		80%	79%	79%	75%	66%
Kinder	2003		82%	87%	89%	89%	84%
	2013		71%	80%	82%	83%	84%
Enkelkinder	2003		56%	71%	78%	79%	77%
	2013		50%	69%	76%	74%	75%
Freunde	2003		99%	96%	95%	92%	86%
	2013		95%	96%	97%	94%	89%
Sofern vorhanden: Enge Kontakte zu Angehörigen und Freunden							
% -Befragte, die angeben enge/nahe Kontakte zu haben:							
			2003	2013			
- mit Geschwistern			80%	80%			
- mit Kindern			97%	95%			
- mit Enkelkindern			92%	91%			
- mit Freunden			91%	94%			
Eigene Auswertungen auf der Basis der Age-Wohnumfragen 2003 und 2013 (vgl. www.age-stiftung.ch)							

Externe soziale Kontakte nach Alter: Schweiz 2012								
Altersgruppe:		15-24	25-34	35-44	45-54	55-64	65-74	75+
	N:	222	202	247	278	233	180	128
Externe Kontakte **								
- jeden Tag/mehrmals pro Woche		73%	59%	47%	40%	37%	31%	31%
- einmal pro Woche/mehrmals pro Monat		24%	34%	43%	44%	48%	53%	48%
- einmal pro Monat oder weniger		3%	7%	10%	16%	15%	16%	21%

** How often socially meet with friends, relatives or colleagues?
 Daten: European Social Survey 2012 (gewichtete Daten, eigene Auswertungen)

Soziale Beziehungen älterer Menschen im Detail

Im Folgenden werden - anstatt allgemein soziale Beziehungen im Alter anzusprechen - die Entwicklungen sowie Vor- wie Nachteile ausgewählter sozialer Beziehungen bei älteren Menschen analysiert. Konkret geht es um Kontakte und Beziehungen zu folgenden Personen: PartnerIn, eigene Kinder, Enkelkinder, Geschwister sowie Freunde, Nachbarn und junge Leute allgemein.

In der vorher angeführten Tabelle sind aktuelle Daten über vorhandene Kontaktpersonen älterer Menschen aufgeführt. Dabei wird einerseits deutlich, dass die Mehrheit auch der älteren Menschen Angehörige und ausserfamiliale Kontaktpersonen aufweist und alle vorliegenden Studien zeigen, dass nur relativ wenige ältere Menschen zu Angehörigen keine oder schlechte Kontakte pflegen. Gleichzeitig wird aber auch deutlich, dass externe persönliche Kontakte mit steigendem Alter weniger häufiger werden.

A) PartnerIn: Sofern vorhanden ist und bleibt die Ehe)-Partnerin) bzw. der (Ehe)-Partner die wichtigste Bezugs- und Unterstützungsperson. Wenn alte Menschen in einer Partnerschaft leben, ist der Partner bzw. die Partnerin fast immer die wichtigste Bezugs- und Ansprechperson. Im höheren Lebensalter sinkt einzig die wahrgenommene praktische Hilfe, da der Partner bzw. die Partnerin häufig selbst auch altersbezogene Einschränkungen erfährt. Im Alter ist es allerdings primär das Fehlen eines Partners bzw. einer Partnerin, die grosse Lücken hinterlässt.

Und mit steigendem Lebensalter erhöht sich erwartungsgemäss das Risiko einer Verwitwung, wodurch eine wesentliche Bezugsperson wegfällt. Entsprechend sinkt der Anteil verheirateter Frauen und Männern mit steigendem Lebensalter klar ab (wie die nachfolgenden Daten illustrieren).

Schweiz 2010: Zivilstandverteilung von Frauen und Männer im Alter

Ständige Wohnbevölkerung: %-Verteilung nach Zivilstand:

	65-69	70-74	75-79	80-84	85-89	90-94	95-99	100+
Männer:								
Ledig	7%	6%	5%	5%	5%	5%	5%	4%
Verheiratet *	77%	78%	77%	72%	63%	48%	33%	20%
Geschieden	12%	9%	7%	5%	4%	3%	2%	2%
Verwitwet	4%	7%	11%	18%	28%	44%	60%	74%
Frauen:								
Ledig	8%	7%	8%	8%	9%	10%	12%	15%
Verheiratet *	62%	56%	45%	31%	17%	7%	3%	1%
Geschieden	15%	12%	9%	7%	6%	5%	4%	5%
Verwitwet	15%	25%	30%	54%	68%	78%	81%	79%

*inkl. eingetragene Partnerschaft

Quelle: Bundesamt für Statistik (Zivilstandsregister)

Bei der Betrachtung der Partnerbeziehungen im Alter sind sowohl geschlechtsspezifische als auch kohortenspezifische Unterschiede zu beachten:

Aufgrund geschlechtsspezifischer Unterschiede der Lebenserwartung (Frauen leben länger als Männer), kombiniert mit geschlechtsspezifischem Heiratsverhalten (Männer heiraten häufig eine jüngere Frau) ist Verwitwung im höheren Lebensalter primär 'Frauensicksal'. Unterschiede der Wiederverheiratungsraten (Männer heiraten auch im höheren Lebensalter häufiger als Frauen erneut) verstärken die geschlechtsspezifischen Differenzen zusätzlich. Vom Unterstützungspotenzial 'Partnerin' profitieren somit Männer in weitaus stärkerem Masse als Frauen. Umgekehrt scheinen Männer allerdings stärker von einer Ehe 'abhängig' zu sein, wie die bei Männern signifikanten Mortalitätsunterschiede zwischen Verheirateten und Nichtverheirateten illustrieren.

Neben geschlechtsspezifischen Unterschieden zeigen sich aber auch interessante Kohortenunterschiede. So ist namentlich in der Schweiz auffällig, dass der Anteil betagter oder hochbetagter Paare in den letzten Jahrzehnten stark angestiegen ist. Waren 1950 beispielsweise nur 40% der 80-84-jährigen Männer verheiratet, sind es 2010 72%, und auch bei den 80-84-jährigen Frauen hat sich der Anteil verheirateter Frauen von 12% auf 31% erhöht. Darin widerspiegeln sich zum einen die Auswirkungen einer erhöhten Lebenserwartung, wodurch sich die Chancen erhöht haben, gemeinsam alt zu werden. Bei den jüngeren Rentnergenerationen steigt auch der Anteil der Geschiedenen an, wobei allerdings die 'scheidungs-freudigen Generationen' erst allmählich ins Rentenalter eintreten.

Zum anderen entstammen die heutigen älteren und alten Frauen und Männer - die zumeist in der Nachkriegszeit ihre Familien gründeten - stark ehe- und familienfreundlichen Geburtsjahrgängen. Familiensoziologisch betrachtet war die Ehe- und Familienentwicklung der Nachkriegszeit eine historische Sonderphase, basierend auf der Kombination einer Monopolstellung des bürgerlichen Ehe- und Familienmodells und einem raschen Anstieg des Wohlstandsniveaus, die es auch Frauen und Männern in unteren Angestellten- und Arbeiterberufen ermöglichte, sich 'ihren Traum vom glücklichen Familienleben' zu erfüllen. Entsprechend war der Anteil der Ehe- und Kinderlosen in diesen Geburtsjahrgängen deutlich geringer als in früheren oder späteren Geburtskohorten. Die hohe Ehefreundlichkeit der heutigen Betagten basiert allerdings oftmals auf weiterhin klassischen Idealvorstellungen einer Familie (Ehemann ist für die wirtschaftliche Existenzsicherung seiner

Familie verantwortlich, Ehefrau kümmert sich voll um Haushalt und Kinder). Während den 'Goldenen Jahren der bürgerlichen Ehe' war die Erwerbsbeteiligung verheirateter Frauen vergleichsweise gering, und entsprechend haben viele der heute betagten Frauen eine klassische 'Hausfrauen- und Mutter'-Biographie aufzuweisen, wogegen bei alten Männern patriarchale Wertvorstellungen noch verbreitet sind. Traditionelle Ehevorstellungen erhöhen allerdings im Alter die Gefahr einer ritualisierten Ehebeziehung.

Neue Generationen älterer Frauen und Männer werden weniger oft verheiratet sein, wobei auch im Alter der Anteil der sogenannten nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften ansteigt. Wichtig ist aber auch, dass künftige Generationen älterer Paare eine oft stärker individualisierte Paarbeziehung pflegen. Getrennte Ferien oder getrennte Schlafzimmer im Alter, ebenso wie eine stark partnerschaftlich organisierte Beziehung werden dabei häufiger.

Verwitung als kritisches Lebensereignis im Alter

Verwitung ist ein bedeutsames kritisches Lebensereignis, das im Alter viele Menschen – namentlich viele Frauen – betrifft. Partnerverlust durch Tod bedeutet oft das Ende einer langjährigen Partnerbeziehung, mit allen persönlichen und familialen Konsequenzen, welche den Schluss einer engen und intimen Lebens- und Haushaltsgemeinschaft für den überlebenden Partner beinhaltet. Entsprechend gilt Verwitung als bedeutsames kritisches Lebensereignis mit negativen psychischen und sozialen Folgen. Vor allem die erste Zeit nach einer Verwitung ist durch eine erhöhte Anfälligkeit für körperliche und psychische Erkrankungen gekennzeichnet. Die Bewältigung einer Verwitung hängt längerfristig sowohl von den Umständen des Partnerverlustes als auch von den sozialen und psychischen Ressourcen des überlebenden Partners oder der überlebenden Partnerin ab. „Eines der häufigsten Befunde der Trauerforschung ist, dass Personen, die zuvor an psychischen Störungen litten (z.B. klinische Depression oder Angststörungen), mit hoher Wahrscheinlichkeit auch im Umgang mit einem Verlust Schwierigkeiten erleben. Folglich gelten vorangegangene psychische Probleme als erheblicher Risikofaktor. Dasselbe gilt für Verluste, die unter gewaltsamen und unerwarteten Bedingungen stattfinden.“ (Boerner 2012: 233).

Ein Zeitvergleich der subjektiven Bilanzierung einer Verwitung im Alter lässt folgendes erkennen (vgl. Höpflinger, Sphani et al. 2013):

Zum ersten werden finanzielle Probleme einer Verwitung in den neueren Erhebungen seltener erwähnt. Der Anteil an Verwitweten, die sehr starke bis starke finanzielle Probleme durch den Partnerverlust erfuhren, sank zwischen 1979 und 2011 von 29% auf 13%. Der Anteil derjenigen, die keine finanziellen Probleme anführen, stieg von 57% auf 80%. Dies ist damit verbunden, dass in der Schweiz die Altersvorsorge in den letzten Jahrzehnten ausgebaut wurde. Zum zweiten wird ein Mangel an sozialen Kontakten nach einer Verwitung in den aktuelleren Erhebungen weniger häufig angeführt, was mit einer in der Schweiz feststellbaren verbesserten sozialen Integration und verstärkten familialen wie ausserfamilialen Sozialbeziehungen im älteren Menschen verbunden sein dürfte

Während sich bei den wirtschaftlichen und sozialen Gegebenheiten (finanzielle Probleme, soziale Kontakte) bedeutsame Verbesserungen in der Lebenslage nach einer Verwitung zeigen, ist dies bei den psychischen Dimensionen (wie Einsamkeit, Lebenssinn) nicht der Fall. Sinnzweifel werden je nach Erhebungsjahr von einem Fünftel bis einem Viertel der verwitweten Befragten angeführt. Auch der Zwang nach einem Partnerverlust, allein verantwortlich zu sein und alles selber zu machen, wird von manchen Befragten als schwerwiegende Herausforderung eingestuft. An erster Stelle der negativ erlebten Aspekte einer Verwitung steht Einsamkeit.

Bilanzierung der Verwitwung im Geschlechter- und Zeitvergleich (Genf/Zentralwallis)

Verwitwete Personen im Alter 65+: % die schwerwiegende/grosse Probleme nach der Verwitwung erfahren haben

	1979		2011	
	F	M	F	M
Finanzielle Probleme	34	14*	17	4*
Mangel an soz. Kontakten	23	30	13	19
Einsamkeit	42	53*	35	46
Sich daran gewöhnen, alles selber machen zu müssen	26	27	23	31
Alleine Verantwortung übernehmen zu müssen	28	13*	23	13
Dem Leben einen Sinn geben	24	26	17	26

F: Frauen, M: Männer

N 1979 (je nach Item) Frauen = 282-327, Männer = 104-112; N 1994 (je nach Item) Frauen = 301-318, Männer = 104-113; N 2011 (je nach Item) Frauen = 202-206, Männer = 92-95.

* auf 1% signifikante Unterschiede zwischen Männern und Frauen (Chi-Quadrat-Test).

Quelle: Höpflinger, Spahni, Perrig-Chiello, Pasqualina 2013

B) Erwachsene Kinder: Die überwiegende Mehrzahl der älteren Frauen und Männer kann weiterhin auf (lebende) Kinder zurückgreifen. Bei den heute alten Menschen wurden Lebensweise und familiäre Werthaltungen in starkem Masse durch die besondere Konstellation der ersten Nachkriegsjahrzehnte geprägt: Die Nachkriegsjahre bis Mitte der 1960er Jahre waren die 'Goldenen Jahre des bürgerlichen Ehe- und Familienmodells'. Die vorgängigen Krisen- und Kriegsjahre erhöhten den Wunsch junger Frauen und Männer nach einem geordneten privaten Familienleben. Der Wert der Ehe als Lebensform war unbestritten, und andere Lebensformen wurden kaum toleriert. Der rasche Wirtschaftsaufschwung der Nachkriegszeit erlaubte es den damals jungen Frauen und Männern, den Wunsch nach einer frühen Eheschliessung und Familiengründung zu verwirklichen. Entsprechend sank das mittlere Heiratsalter in den ersten Nachkriegsjahrzehnten deutlich. Parallel dazu kam es zu einem markanten 'Baby-Boom'. Die Geburtenraten stiegen in der Schweiz schon kurz nach Ende des II. Weltkriegs rasch an, um auch in den ersten Nachkriegsjahrzehnten vergleichsweise hoch zu bleiben. Dabei sank der Anteil kinderlos bleibender Frauen in den ersten Nachkriegsjahrzehnten deutlich. Während von den 1911/15 geborenen Frauen - die ihre Phase der Familiengründung in der Zwischenkriegszeit erlebten - 25% kinderlos blieben, waren es bei den 1931/35 geborenen Frauen nur noch 15% und bei den 1940 geborenen Frauen sogar nur 10%. Erst wenn die nach 1950 geborenen Frauen ins Alter kommen, wird sich der Anteil älterer Kinderloser erneut erhöhen. Die 1965 geborenen Frauen aus der Schweiz wie aus Deutschland werden zu fast einem Drittel kinderlos sein (was im höheren Lebensalter einschliesst, dass fehlende familiäre Beziehungen gezielt durch ausserfamiliäre Kontakte (Freundschaften) kompensiert werden müssen).

Zwar leben erwachsene Kinder zumeist nicht im gleichen Haushalt wie ihre alten Eltern, aber die gegenseitigen Kontakte zwischen Eltern und ihren erwachsenen Kindern sind vielfach intensiv, und persönliche, aber auch telefonische Kontakte werden häufig regelmässig gepflegt. Enge Beziehungen zu Angehörigen können auch bei grosser Wohnentfernung gepflegt werden, etwa durch regelmässige telefonische oder elektronische Kontakte. Hingegen sind alltagsbezogene informelle Hilfeleistungen eng mit der Wohnortsnähe der Angehörigen verknüpft.

Zum Begriff von 'Intimität auf Abstand' passen am ehesten die nicht koresidenten Generationenbeziehungen, die sich durch eine grosse emotionale Verbundenheit auszeichnen. Diesbezüglich zeigen sich auch geschlechtsspezifische Unterschiede und die engsten intergenerationellen Beziehungen sind diejenigen zwischen Müttern und Töchtern. Die am wenigsten engsten familialen Generationenverhältnisse zeigen sich zwischen Söhnen und Vätern. Dieses Muster wurde auch bei Auswertungen der SHARE-Daten festgestellt: „Müttern wird deutlich mehr geholfen, und Töchter helfen etwas mehr als Söhne, so dass die Tochter-Mutter-Dyade auch in punkto Hilfe hervortritt. Darauf folgen Sohn-Mutter und Tochter-Vater-Beziehungen, das niedrigste Hilfeniveau findet sich bei Hilfe von Söhnen an ihre Väter.“ (Brandt 2009: 80).

Zusammenfassend können wir festhalten: Beziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern zeichnen sich in allen Altersgruppen überwiegend durch eine grosse Verbundenheit aus. Von einem Abbrechen der Generationenbeziehungen nach dem Auszug der Kinder aus dem Elternhaus kann somit nicht die Rede sein. Und im Gegensatz zu einer häufig geäusserten Ansicht hat das getrennte Wohnen der Generationen nicht zur Schwächung der Solidarität zwischen den Generationen geführt. Falsch ist auch die Ansicht, dass der Ausbau sozialstaatlicher Leistungen die intergenerationelle Solidarität 'untergraben' hätte, es ist eher der Fall, dass familiäre und sozialstaatliche Unterstützung sich gegenseitig ergänzen und verstärken (vgl. Brandt 2009, Haberkern 2009).

Private Haushaltungen im Alter nach Generationenkonstellation

	1970		2010	
	1 Generation	2+ Generationen	1 Generation	2+ Generationen
Referenzperson:				
60-69-jährig	75%	25%	85%	15%
70-79-jährig	87%	13%	96%	4%
80+-jährig	85%	15%	98%	2%

Quelle: 1970: Eidg. Volkszählung, 2010: eigene Schätzwerte, basierend auf Haushaltsstatistiken, SHARE-Daten, Schweiz. Arbeitskräfteerhebung.

Die Prozesse des Älterwerdens und Sterbens der Eltern beinhalten für Töchter und Söhne aber auch eine Antizipation des eigenen Alterns, eine Tatsache mit multiplen psychischen Konsequenzen. Verlauf und Qualität des Alterns und des Sterbens der Eltern geben Anlass zu Hoffnungen oder zu Ängsten und Sorgen zum eigenen Altern. Pflegebedürftigkeit und Tod alter Eltern werden in den meisten Fällen als negative Transitionen antizipiert und erlebt. Sie gehören zu den biographischen Übergängen des mittleren Lebensalters mit den negativsten emotionalen Wertigkeiten (wobei die faktische Erfahrung negativer eingestuft wird als ihre Antizipation). In den letzten Jahren hat auch die Doppelbelastung zwischen Erwerbstätigkeit von Frauen mittleren Alters und Pflege betagter Eltern an Bedeutung gewonnen.

Im Alter sind Autonomie versus Abhängigkeit bedeutsame intergenerationelle Themen, die auch seitens der Eltern zu ambivalenten Gefühle beitragen können: Sie hatten früher die familiäre Autorität inne. Sie haben ihre Kinder grossgezogen, haben aus kleinen hilflosen Wesen eigenständige Persönlichkeiten gemacht und nun sind sie selber hilflos und wissen nicht recht, wie sie mit dieser neuen Abhängigkeit umgehen sollen. In einer Gesellschaft, in der Autonomie und Selbstbestimmung einen hohen Stellenwert aufweisen, bedeutet abhängig und bedürftig sein etwas Bedrohliches und höchst Unerwünschtes. Je nachdem, wie die frühere Eltern-Kind-Beziehung war, resultieren daraus entweder Gefühle von Hoffnung und Erwartung auf ein „Return-of-Investment“, ein resignatives „Nichts-erwarten-Dürfen“ oder aber das Beharren auf das Recht auf Betreuung durch die erwachsenen Kinder (vgl. Perrig-Chiello, Höpflinger 2012).

C) Enkelkinder: Der Anteil älterer und alter Menschen mit Enkelkinder ist hoch, wobei allerdings die Wahrscheinlichkeit, Enkelkinder zu haben, vom generativen Verhalten zweier Generationen abhängig ist. Namentlich in städtischen Kontexten mit langer Tradition von wenigen Kindern ist der Anteil älterer Menschen ohne Enkelkinder beträchtlich. Ältere Menschen mit vielen Enkelkindern entstammen somit überdurchschnittlich stark familial orientierten Milieus. Zudem ist zu beachten, dass der Übergang zur Grosselternrolle, und namentlich zur Grossmutter, vielfach vor Erreichen des AHV-Alters erfolgt. In der Schweiz wurden etwa Frauen der Geburtsjahrgänge 1920-1940 durchschnittlich im Alter von 53-54 Jahren erstmals Grossmutter (Höpflinger, Hummel, Hugentobler 2006).

Die gesellschaftliche Stellung der Grosseltern variiert historisch und kulturell und im allgemeinen ist das Ausmass an Formalität und Respekt in der Beziehung der Enkelkinder zu ihren Grosseltern direkt mit der Macht der älteren Generation in familiären und gesellschaftlichen Strukturen verbunden. Im Vergleich zu vielen aussereuropäischen Kulturen ist Grosselternschaft in Europa und Nordamerika durch folgende Besonderheiten gekennzeichnet: Erstens leben die verschiedenen Generationen zumeist in getrennten Haushalten, und Drei-Generationen-Haushalte sind relativ selten. Vorherrschend ist heute eindeutig das Muster einer 'multilokalen Mehrgenerationenfamilie'. Zweitens bestehen kaum klar formulierte Rechte und Pflichten der Grosseltern. Die Beziehungen zwischen Enkelkindern und Grosseltern beruhen - wie andere verwandtschaftliche Beziehungen - auf Freiwilligkeit und individueller Gestaltung.

Das heutige gesellschaftliche Wertesystem betont klar die persönliche Freiheit und Selbständigkeit der verschiedenen Generationen. Eingriffe der Grosseltern in die Erziehung der Enkelkinder werden zurückgewiesen wie umgekehrt aber auch die Grosseltern auf ihre Eigenständigkeit und Autonomie gegenüber Interventionen der jüngeren Generation pochen. Diese Tendenz wurde durch den Durchbruch nicht-autoritärer Erziehungsprinzipien verstärkt. Die Grosseltern-Enkelkind-Beziehungen sind daher heute weniger instrumentell-materiell als emotional-psychisch geprägt. Dementsprechend ist die Grosseltern-Enkel-Beziehung stark individualisiert und das persönliche Verhältnis zu den Enkelkindern variiert stark. Dazu trägt die Tatsache bei, dass das Alter von Frauen und Männern, in denen sie diese Rolle übernehmen, variiert. Je nach Umständen kann eine Frau schon mit 40 oder 45 Jahren zur Grossmutter werden; das heisst zu einem Zeitpunkt, da sie sich beispielsweise um einen beruflichen Wiedereinstieg bemüht und sich deshalb kaum als 'alt und grossmütterlich' fühlt. In diesen Fällen fällt die erste Phase der Grosselternschaft in eine Lebensphase, in welcher ein Grossvater und zunehmend auch eine Grossmutter noch voll beruflich beschäftigt sind. Frauen und Männer, die vergleichsweise früh zu Grosseltern werden, können Mühe aufweisen, sich mit dieser Rolle zu identifizieren, da Grosselternschaft gesellschaftlich mit Altsein verbunden wird. In anderen Fällen wird eine Frau oder ein Mann erst nach der Pensionierung zur Grossmutter bzw. zum Grossvater. Grosselternschaft nach der Pensionierung erleichtert zwar möglicherweise die Übernahme von Betreuungsaufgaben, aber späte Grosselternschaft ist wiederum mit dem Problem behaftet, dass altersbedingte Behinderungen und Krankheiten die gemeinsamen Aktivitäten mit Enkelkindern einschränken können. Empirische Studien belegen denn eine enge Verknüpfung von Grossmutter-Enkelkontakten sowohl mit dem Alter der Grossmütter als auch mit dem Alter der Enkelkinder (Höpflinger 2009).

Lebensbiographisch betrachtet bietet die Geburt von Enkelkindern und ihr Aufwachsen für ältere Menschen eine Gelegenheit, erneut enge, persönliche Kontakte zur jüngsten Generation zu pflegen. Gleichzeitig kann zumindest symbolisch an frühere Lebensphasen angeknüpft werden, wodurch die biographische Kontinuität gestärkt wird. Eine Grossmutter oder ein Grossvater wird im Kontakt mit den Enkelkindern symbolisch mit zwei Kindern konfrontiert; dem Kind aus der Vergangenheit in sich und dem Kind aus der Gegenwart vor sich. Lebensgeschichtliche Erzählungen und die

Tradierung des familialen Gedächtnisses sind deshalb bedeutsame Bestandteile in der Beziehung zwischen Grosseltern und Enkelkindern.

In nicht wenigen jungen Familien erfüllen die Grosseltern - und namentlich die Grossmütter - zudem unersetzliche Betreuungsaufgaben. Interessanterweise zeigt sich, dass staatliche Ausgaben für Familien einerseits die Wahrscheinlichkeit grosselterlicher Kinderbetreuung positiv beeinflussen und andererseits die Intensität der erbrachten Enkelbetreuung reduzieren (Igel 2011). In Ländern mit ausgebauten Familienleistungen, wie zum Beispiel Schweden profitieren mehr Kinder von grosselterlichen Leistungen. In Ländern mit geringen Investitionen für Familien wird zwar weniger oft Betreuung geleistet, wenn aber ein Grosselternteil zum Einsatz kommt, fallen viel mehr Betreuungsstunden an, und Enkelbetreuung hat solchen Ländern oft den Charakter einer Vollzeitaufgabe, was nicht zuletzt die Risiken einer Überforderung der älteren Generation erhöht.

Die konkrete Ausgestaltung der Grosselternrolle wird durch diverse Bedingungen bestimmt:

Zum ersten zeigen sich klare geschlechtsspezifische Unterschiede, und Grossmütter sind oft aktiver und engagierter um Enkelkinder bemüht als Grossväter, wobei sich die diesbezüglichen geschlechtsspezifischen Unterschiede in den letzten Jahrzehnten allerdings abgeschwächt haben (vgl. Höpflinger 2012).

Zentral ist zum zweiten die räumliche Distanz zu den jeweiligen Enkelkindern, und mit zunehmender räumlicher Distanz werden Kontakte seltener und auf Ferienzeiten beschränkt (vgl. Höpflinger et al. 2006). Bedeutsam ist zum dritten das Alter der Enkelkinder (und damit verbunden das Alter der Grossmutter). So vermindern sich die Kontakte und vor allem die gemeinsamen Aktivitäten zwischen Grosseltern und Enkelkindern teilweise mit dem Heranwachsen der Enkelkinder. Teenager erleben neben der Ablösung von den Eltern oft auch eine gewisse Ablösung von der Grosselterngeneration. Dies schliesst nicht aus, dass Grosseltern unter Umständen von Teenagern und Jugendlichen als zusätzliche Vertrauenspersonen benützt werden, insbesondere wenn sich Jung und Alt gegenüber der mittleren Generation zu einer Allianz zusammenschliessen (und Teenager etwa via Grosseltern über die 'Jugendsünden' ihrer eigenen Eltern erfahren).

Werden heranwachsende Enkelkinder und ihre Grosseltern über ihre persönliche Beziehung zur jeweilig anderen Generation befragt, wird eine durchaus lebendige und mehrheitlich positiv eingeschätzte Beziehung sichtbar, und Grosseltern – und vor allem aktive, gesunde und an der Jugend interessierte Grosseltern - bleiben auch für heranwachsende Enkelkinder oftmals wichtige familiäre Bezugspersonen (vgl. Höpflinger et al. 2006). Die heutige Bedeutung von Grosseltern für Schulkinder und Jugendliche besteht oft gerade darin besteht, dass Grosseltern jenseits von Schul- und Berufsstress stehen. Damit können sie Kindern und Jugendlichen im Idealfall etwas anbieten, was in allen anderen Lebensbereichen mangelhaft ist: Zeit, Gelassenheit und eine soziale Beziehung, die sich ausserhalb von schulischem Stress und Problemen des Heranwachsenden verortet. Diese neue Beziehungsqualität – Grosseltern als generalisierte Bezugspersonen – erfordert allerdings von der älteren Generation die Einhaltung zweier zentraler Grundregeln der intergenerativen Kommunikation: Zum ersten basiert die Qualität der Beziehung von Grosseltern zu Enkelkindern nicht unwesentlich darauf, dass intime Themen des Heranwachsenden ausgeblendet werden. Zum zweiten ist – gerade bei heranwachsenden Enkelkindern – ein Engagement ohne starke Einmischung zentral (vgl. Höpflinger 2009).

D) Geschwister: Während die vertikalen familialen Generationenbeziehungen (Grosseltern-Eltern-Kinder) auch in modernen Gesellschaften ihre zentrale Bedeutung beibehalten haben, sind die horizontalen Verwandtschaftsbeziehungen generell weniger bedeutsam, und zwar gilt dies in allen Lebensphasen. So sind Kontakte mit Schwager, Schwägerin, Neffen, Nichten sowie Cousins oder

Cousinen deutlich seltener, und dasselbe gilt teilweise für Kontakte zu Geschwistern (vgl. Nave-Herz 2009). Interessanterweise kann auch eine Mehrheit alter Menschen weiterhin auf Geschwister zurückgreifen. Zwar ist die Zahl an Geschwister eher gesunken, aber da sie länger leben, steigt die Zahl alter Menschen ohne Geschwister nur langsam an. Selbst die jüngste Generation hat häufiger Geschwister als oft vermutet wird, und Auswertungen von Volkszählungsdaten lassen erkennen, dass selbst 77% der 1993 geborenen Kinder im Alter von acht Jahren zumindest einen Bruder bzw. eine Schwester aufwiesen. Sachgemäss häufen sich im hohen Lebensalter die Verluste an Geschwistern und eine Längsschnittstudie bei 340 Genfer und Walliser Frauen und Männer im Alter zwischen 80 und 84 Jahren zeigt, dass innerhalb von 30 Monaten 18% einen Bruder bzw. eine Schwester verloren.

Soweit vorhanden, können Geschwister in späteren Lebensjahren eine spezielle Bedeutung einnehmen, da die Geschwister mit zu den langjährigen familialen Beziehungen gehören. Vor allem nach dem Tod der Eltern nehmen Geschwister teilweise (erneut) eine wichtige Stellung ein: Einerseits weisen Geschwister – im positiven wie negativen Sinne – eine gemeinsame familiale Herkunft auf, und andererseits sind Geschwister – weil meist etwa der gleichen Generation angehörig – mit denselben Fragen des Alterns konfrontiert. Geschwisterbeziehungen vermitteln damit sozusagen zwischen familialer Vergangenheit und biographischer Gegenwart. Frühere Geschwisterrivalitäten – so die Beobachtung – treten in späteren Lebensphasen meist in den Hintergrund. In einigen Fällen führt erst das Alter zu einer intensiven und befriedigenden Geschwisterbeziehung, namentlich zwischen Schwestern. Die Tendenz, dass primär Frauen die familialen Beziehungen pflegen, tritt aber auch bei den Geschwisterbeziehungen zutage. Ältere Schwester haben im Allgemeinen intensivere Beziehungen zueinander als Brüder und nach der geographischen Distanz ist das Geschlecht der wichtigste Faktor für Geschwisterkontakte im Alter.

E) Freundschaften: Ausserfamiliale Vertrauenspersonen können für unverheiratete oder kinderlose alte Menschen zentral sein, um fehlende familiale Kontakte zu kompensieren. Langjährige Freundschaftsbeziehungen mit Gleichaltrigen können aber auch für verheiratete Menschen bedeutsam sein, z.B. weil nahe Freundinnen als Vertrauenspersonen eine Diskussion ehelicher Probleme ermöglichen, oder weil beim Zusammensein im Freundeskreis wichtige Ereignisse aus der eigenen Vergangenheit wach gehalten werden. Im Gegensatz zu familialen Beziehungen beruhen Freundschaften auf Freiwilligkeit. Enge Freundschaften sind deshalb meist durch langjährige gemeinsame Interessen geprägt. Obwohl im Allgemeinen primär die affektiv-emotionale Bedeutung von Freundschaftsbeziehungen betont wird, können Freunde und Freundinnen auch in praktischer Hinsicht hilfreich sein, z.B. durch die Bereitstellung kleiner Alltagshilfen, wie Begleitung bei Einkäufen, Beratung bei administrativen Problemen usw.

Zum Verhältnis von Freundschaftsbeziehungen und familial-verwandtschaftlichen Beziehungen bestehen drei unterschiedliche Modellvorstellungen: Im ersten Modell wird der kompensatorische Charakter des Freundschaftsnetzes betont, und es wird davon ausgegangen, dass Freunde fehlende oder schlechte familiale Beziehungen ersetzen. Im zweiten Modell wird der eigenständige Charakter des Freundschaftsnetzes betont. Nach diesem Modell handelt es sich um ein zusätzliches soziales Netz, das spezifische Aufgaben erfüllt. Das dritte Modell geht davon aus, dass das Freundschaftsnetz ein soziales Netz ist, das in Kumulation mit anderen sozialen Netzen (Nachbarschaft, Familie) funktioniert. Diese kumulative Relation kann sich daraus ergeben, dass analoge soziale Ressourcen und Kompetenzen gleichermassen zur Stärkung familialer und nichtfamilialer Kontakte eingesetzt werden.

Soziologische Argumente sprechen dafür, dass es sich beim Freundschaftsnetz in vielerlei Hinsicht um ein eigenständiges Netzwerk handelt. Die These von der eigenständigen Bedeutung freundschaftlicher Beziehungen stützt sich auf allgemeine soziologische Beobachtungen zu

Freundschaftsbeziehungen in modernen Gesellschaften: Zum einen handelt es sich um Beziehungen, die ausgeprägt auf Freiwilligkeit und Gegenseitigkeit beruhen. Zum anderen ist soziale Homogamie (gleiche Altersgruppe, gleiche Interessen und ähnlicher Lebensstil) namentlich bei engen Freundschaften ein zentrales Merkmal. Freundschaften entstehen und stabilisieren sich häufig aufgrund gemeinsamer Lebensvorstellungen und -erfahrungen (Stiehler 2009).

Junge und alte Freunde nach Alter in der Schweiz 2008/09

	Altersgruppe						
	15-24	25-34	35-44	45-54	55-64	65-74	75+
N:	242	270	357	358	258	194	134
- keine junge und alte Freunde	1%	3%	9%	10%	9%	3%	3%
- gleich viel Freunde jung wie alt	9%	8%	22%	24%	27%	23%	24%
- mehr junge Freunde	89%	86%	61%	51%	32%	8%	6%
- mehr alte Freunde	1%	3%	8%	15%	32%	66%	67%

Quelle: European Social Survey 2008/09 (gewichtete Daten)

Eine hohe Homogenität zeigt sich denn auch bezüglich des Alters. Entsprechend zeigen sich im hohen Lebensalter mortalitätsbedingte Verluste (welche vielfach nicht ersetzt werden).

Die Definition eines engen Freundes bzw. einer engen Freundin und die soziale Bedeutung von Freundschaftsbeziehungen unterliegen sachgemäss sozio-kulturellen Unterschieden, und daher sind die in verschiedenen Ländern durchgeführten Forschungsarbeiten zum Thema 'Freundschaft im Alter' nicht ohne weiteres zu verallgemeinern. So werden in den USA häufig Personen als Freunde bezeichnet, die in Nord- und Mitteleuropa höchstens als nähere Bekannte angesehen werden. Freundschaft ist somit keine objektive Messgrösse, sondern eine soziale Konstruktion, dessen Bedeutung je nach Lage (Alter, Geschlecht usw.) variieren kann. Kritische Lebensereignisse können dabei nicht nur zu neuen Freundschaften führen (z.B. wenn hilfsbereite Nachbarn zu FreundInnen avancieren), sondern sie tragen oft auch zur Reaktivierung bisheriger Freundschaftsbeziehungen bei.

Vorhandensein enger Freundesbeziehungen im Alter 1979 und 2011

Zuhause lebende Befragte: Haben Sie enge Freunde?

	Genf/Wallis 1979				Genf/Wallis/Basel/Bern 2011			
	65-69	70-74	75-79	80+	65-69	70-74	75-79	80+
N:	561	451	276	231	374	354	368	820
Keine Freunde	31%	35%	39%	53%	25%	25%	23%	22%
1 Freund/in	9%	11%	15%	14%	13%	11%	14%	13%
2-3 Freunde	31%	25%	23%	16%	15%	19%	17%	15%
Mehrere Freunde	29%	29%	23%	17%	47%	45%	46%	50%

Eigene Auswertungen (Daten Gugrispa 1979, Lives 2011).

Unterschiede nach Altersgruppe können neben lebenszyklischen Effekten (Absterben der Freunde) allerdings auch kohortenbezogene Differenzen (weniger Gewicht von Freundschaften gegenüber familialen Beziehungen in älteren Geburtskohorten) widerspiegeln. So wird im Zeitvergleich 1979-2011 deutlich, dass sich das Freundschaftsnetz älterer Menschen signifikant ausgeweitet hat. Der Anteil älterer Menschen mit zwei oder mehr engen Freunden ist angestiegen, wogegen sich der Anteil älterer Menschen ohne enge Freunde verringert hat.

Mit zunehmender Zahl naher Freunde nehmen ältere Personen häufiger an Vereinsnähen oder Quartieraktionen teil bzw. aktiv teilnehmende ältere Menschen weisen mehr nahe Freunde aus). Ein (breites) Freundschaftsnetz ist auch im Alter allgemein mit sozialer Integration assoziiert. Zudem erleichtert das Vorhandensein vieler naher Freund/innen die Teilnahme an Aktivitäten im Quartier, da gemeinsam ausgegangen werden kann. Oder pointierter formuliert: Nur wer enge Freunde hat, wagt sich auch im Alter an öffentliche Anlässe. Freunde bzw. Freundinnen sind im Alter nicht nur als Vertrauenspersonen wichtig, sondern vielfach auch als Begleitpersonen, namentlich für ausserhäusliche Aktivitäten.

F) Nachbarschaftskontakte: Die Nachbarschaft ist zumeist nicht gewählt, sondern vorgegeben (selbst wenn die Möglichkeit besteht, seine Nachbarschaft durch Wohnortwechsel zu ändern). Geographische Faktoren führen zudem dazu, dass der Begriff 'Nachbarschaft' in ländlichen und städtischen Gebieten unterschiedlich weit gefasst wird. Die hohe Verkehrsmobilität bei heutigen älteren Menschen hat zu einer geographischen Ausweitung der Sozialbeziehungen über die Grenzen der unmittelbaren Nachbarschaft beigetragen. Heutige AltersrentnerInnen sind deutlich mobiler als frühere Rentnergenerationen, was unter anderem durch den Besitz eines privaten Automobils ermöglicht wird. Während in der deutschsprachigen Schweiz 1978 erst ein Viertel (25%) der über 64-jährigen Menschen über ein privates Auto verfügten, waren es 2008 schon gut zwei Drittel (65%).

Zufriedenheit mit Nachbarschaftskontakten: Deutschsprachige Schweiz 2013

	Skala von 1 (sehr unzufrieden) bis 10 (sehr zufrieden)					
	60+-Jährige			Korrelation mit allgemeiner Wohnzufriedenheit		
	N:	A	B			
Nachbarschaftskontakte	1001	8.3	74%	.52*		
<u>Nach Geschlecht und Bildungsniveau</u>						
		Frauen		Männer		Bildung
				Tief	mittel	hoch
	N:	558	443	126	672	203
Nachbarschaftskontakte	A:	8.5	8.1*	7.8	8.4	8.4*
<u>Nach Wohnort und Grösse des Wohnhauses</u>						
		Stadt	Agglo.	Land	Einfamilien-	Wohnblock
					haus	-10 W. 10+ W.
	N:	264	495	248	344	398 279
Nachbarschaftskontakte	A:	7.9	8.5	8.4*	8.8	8.0 8.2*

A: Mittelwert,

B: Anteil Befragte mit hohen Zufriedenheitswerten (8-10)

*Gruppenunterschiede signifikant auf 1% (F-Test)

Quelle: Age-Wohnerhebung 2013 (eigene Auswertungen)

Die Nachbarschaftsbeziehungen älterer Menschen variieren sachgemäss je nach Wohnortdauer, aber auch je nach Quartierstruktur und Wohnverhältnissen. Umgekehrt wird die Wohnortsverbundenheit im Alter negativ durch Nachbarschaftskonflikte beeinflusst, und ältere Menschen, die häufig Ärger mit anderen Hausbewohnern und Nachbarn anführen, fühlten sich signifikant weniger häufiger mit ihrer Wohngegend verbunden.

Im Allgemeinen kann davon ausgegangen werden, dass Nachbarschaftskontakte umso wichtiger werden, je bedeutsamer die unmittelbare Wohnumgebung wird; sei es wegen Kleinkindern bei jungen Eltern, sei es wegen Mobilitätseinschränkungen bei betagten Menschen. Im Alter können

gute Nachbarschaftskontakte nicht nur Sicherheit - etwa gegenüber Gewalt und Einbrüchen - vermitteln, sondern auch intergenerationelle Perspektiven eröffnen. Auch eine funktionierende Nachbarschaftshilfe kann gerade für betagte Frauen und Männer bedeutsam sein. Allerdings muss Nachbarschaftshilfe - soll sie über längere Zeit funktionieren - organisiert und betreut werden. Zudem ist Nachbarschaftshilfe in schweren Krisen oder Pflegebedürftigkeit primär kurzfristig von Nutzen, wogegen langfristige Pflege die Nachbarschaftshilfe sozial überfordert (abgesehen davon, dass Nachbarschaftshilfe engen 'Intimitätsschranken' unterworfen ist).

Gesamtbild

Werden familiäre und ausserfamiliäre Sozialbeziehungen älterer Menschen insgesamt betrachtet, ergibt sich gegenwärtig folgendes Bild:

Insgesamt weist nur eine Minderheit der zuhause lebenden älteren und alten Menschen keine oder nur schwache Sozialbeziehungen auf. Nur eine relativ geringe Minderheit älterer und alter Menschen kann sozial als eindeutig isoliert (und vereinsamt) eingestuft werden. Häufiger ist eine Tendenz zur sozialen Isolation, sei es aufgrund einer Konzentration der Sozialbeziehungen auf wenige Bezugspersonen, sei es aufgrund eines mobilitätsbedingten Rückzugs auf Wohnung. Zwar steigt der Anteil sozial isolierter Menschen mit steigendem Alter tendenziell an, aber vielfach ist es nicht das Alter an sich, sondern schon früher vorhandene soziale Lücken, welche im hohen Alter zu sozialer Isolation beitragen. Menschen im Alter sind somit häufig gut in soziale Netzwerke integriert, dabei handelt es sich jedoch häufig entweder um Familienmitglieder oder gleichaltrige Freundschaften. Auch die Mehrzahl der über 80-jährigen Menschen bleibt familial oder freundschaftlich integriert, allerdings zeigt sich im hohen Lebensalter oft eine verstärkte Konzentration auf wenig Angehörige oder ausgewählte Freunde. Die gegenwärtig grössten Lücken zeigen sich bezüglich engen Nachbarschaftskontakten sowie ausserfamiliären Generationenbeziehungen.

Vertiefung: Zum sozialen Netzwerk nach Lebensform im Alter

Im Alter leben viele Menschen allein. Entsprechend bedeutsam ist zu untersuchen, inwiefern auch alleinlebende ältere und alte Männer und Frauen ausserhäusliche Kontaktnetze aufweisen, und inwiefern sich hier Lücken zeigen. Die nachfolgende Tabelle beleuchtet das soziale Netz alleinlebender älterer Menschen (65+), im Vergleich zum sozialen Netzwerk nicht alleinlebender Gleichaltriger.

Die grosse Mehrheit auch der alleinlebenden älteren Männer und Frauen haben gute und enge Verwandtschafts- und Freundschaftskontakte. Alleinlebende weisen im Alter leicht häufiger keine Verwandte und Freunde auf aber die Unterschiede sind nicht ausgeprägt. Grössere Lücken bei Alleinlebenden - aber auch bei Paaren - zeigen sich bezüglich Nachbarschaftskontakten und fast ein Drittel der alleinlebenden 65-jährigen und älteren Menschen verneinen gute Nachbarschaftskontakte.

Wird nach Vertrauenspersonen nachgefragt, zeigt sich, dass nur eine Minderheit (von gut 10% der 65-jährigen und älteren Bevölkerung) keine Vertrauensperson aufweist (d.h. keine Person kennt, mit der sie jederzeit ganz persönliche Probleme besprechen kann). Aber das Fehlen einer Vertrauensperson - im Alter ein wichtiger kritischer Punkt - ist bei Alleinlebenden nicht häufiger als bei Paaren. Alleinlebende haben auch nicht deutlich häufiger keine Unterstützungsperson/en (d.h. Personen, die sie jederzeit für Unterstützung und Hilfe bei alltäglichen Belangen anfragen können).

Wird subjektiv nach Einsamkeitsgefühlen gefragt zeigen sich dennoch beträchtliche Unterschiede zwischen alleinlebenden und nicht-alleinlebenden älteren Menschen: Einsamkeitsgefühle sind bei

Alleinlebenden signifikant häufiger als bei der Vergleichsgruppe. Gut ein Drittel der Alleinlebenden fühlt sich manchmal einsam, und gut zehn Prozent der alleinlebenden älteren Menschen können dabei als vereinsamt und sozial isoliert definiert werden, und diese Menschen haben oft auch keine Vertrauenspersonen (mehr).

Zum sozialen Netz älterer Menschen nach Lebensform 2007						
	65+ insgesamt		Männer		Frauen	
	allein	nicht allein	allein	nicht allein	allein	nicht allein
% - Anteil mit engen/guten:						
- Verwandtenkontakte	82%	88%	79%	87%	84%	89%
- Freundschaftskontakten	80%	87%	80%	87%	80%	87%
- Nachbarschaftskontakten	68%	73%	70%	72%	66%	74%
SGB 2007:						
% - Anteil mit:						
- Vertrauensperson/en	90%	91%	87%	92%	91%	91%
- Unterstützungsperson/en	87%	88%	84%	89%	88%	86%
Gefühl von Einsamkeit:						
- sehr/ziemlich häufig	10%	2%	13%	1%	9%	3%
- manchmal	36%	13%	34%	9%	37%	18%
- nie	54%	85%	53%	90%	54%	79%
Quellen: Schweiz. Haushaltspanel-Daten, Schweiz. Gesundheitsbefragung						

Insgesamt wird sichtbar, dass auch eine überwiegende Mehrheit alleinlebender älterer und alter Menschen relativ gut in ausserhäusliche soziale Netzwerke eingebunden ist. Auch dies weist darauf hin, dass Individualisierung nicht zu einer Auflösung sozialer Netzwerke beigetragen hat. Eine Minderheit von gut zehn Prozent kann als sozial isoliert bzw. vereinsamt eingestuft werden (wobei die Ursachen für Einsamkeit im Alter vielfältig sein können).

Angeführte Literatur

- Bengtson, Vern L.; Roberts, R. E. L. (1991) Intergenerational solidarity in aging families: An example of formal theory construction, *Journal of Marriage and the Family*, 53: 856-870.
- Bennett, Jonathan; Riedel, Matthias (2013) Was beeinflusst die Lebenszufriedenheit im hohen Alter? Repräsentative Studie zur ambulanten Altenpflege und -betreuung in der Deutschschweiz, *Zeitschrift für Gerontologie + Geriatrie*, 46, 1: 21-26.
- Brandt, Martina (2009) *Hilfe zwischen Generationen. Ein europäischer Vergleich*, Wiesbaden. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Cantor, Marjorie H. (1991) Family and community: Changing roles in an aging society, *The Gerontologist*, 31: 337-346.
- GUGRISPA (Groupe Universitaire Genevois) (1983) *Vieillesse. Situations, itinéraires et modes de vie des personnes âgées aujourd'hui*. Saint-Saphorin: Georgi.
- Haberkern, Klaus (2009) *Pflege in Europa. Familie und Wohlfahrtsstaat*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Höpflinger, François; Hummel, Cornelia; Hugentobler, Valérie (2006) *Enkelkinder und ihre Grosseltern. Intergenerationelle Beziehungen im Wandel*, Zürich: Seismo.
- Höpflinger, François (2009) Beziehungen zwischen Grosseltern und Enkelkindern, in: Karl Lenz; Frank Nestmann (Hrsg.) *Handbuch Persönliche Beziehungen*, Weinheim: Juventa: 311-335.
- Höpflinger, François (2012) Grossvaterschaft. Entwicklungen, Engagements und Beziehungsmuster, in: Heinz Walter, Andreas Eickhorst (Hrsg.). *Das Väter-Handbuch. Theorie, Forschung, Praxis*, Giessen: Psychosozial-Verlag.

- Höpflinger, François; Spahni, Stefanie; Perrig-Chiello, Pasqualina (2013) Persönliche Bilanzierung der Herausforderungen einer Verwitwung im Zeit- und Geschlechtervergleich, Zeitschrift für Familienforschung, 25, 3: 267-285.
- Igel, Corinne (2011) Großeltern in Europa. Generationensolidarität im Wohlfahrtsstaat, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kohli, Martin; Künemund, Harald; Motel, Andreas; Szydlik, Marc (2000) Generationenbeziehungen, Martin Kohli; Harald Künemund (Hrsg.) Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey, Opladen: Leske & Budrich: 176-211.
- Künemund, Harald; Hollstein, Betina (2000) Soziale Beziehungen und Unterstützungsnetzwerke, in: Martin Kohli; Harald Künemund (Hrsg.) Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey, Opladen: Leske & Budrich: 212-276.
- Lang, Frieder R. (2007) Motivation, Selbstverantwortung und Beziehungsregulation im mittleren und höheren Erwachsenenalter, in: Hans-Werner Wahl, Heidrun Mollenkopf (Hrsg.) Altersforschung am Beginn des 21. Jahrhunderts. Alters- und Lebenslaufkonzeptionen im deutschsprachigen Raum, Berlin: Akademische Verlagsgesellschaft: 307-322.
- Lenz, Karl; Nestmann, Frank (2009) Handbuch Persönliche Beziehungen, Weinheim: Juventa.
- Messeri, Peter; Silverstein, Merrill; Litwak, Eugene. (1993) Choosing optimal support groups: A review and reformulation, Journal of Health and Social Behavior, 34: 122-137.
- Meyer, Peter C. (2000): Rollenkonfigurationen, Rollenfunktionen und Gesundheit. Zusammenhänge zwischen sozialen Rollen, sozialem Stress, Unterstützung und Gesundheit, Opladen: Leske + Budrich.
- Nave-Herz, Rosemarie (2009) Geschwisterbeziehungen, in: Karl Lenz, Frank Nestmann (Hrsg.) Handbuch Persönliche Beziehungen, Weinheim: Juventa: 337-351.
- Perrig-Chiello, Pasqualina; Höpflinger, François; Suter, Christian (2008) Generationen – Strukturen und Beziehungen. Generationenbericht Schweiz, Zürich: Seismo.
- Perrig-Chiello, Pasqualina; Höpflinger, François (Hrsg.) (2012) Pflegende Angehörige älterer Menschen. Probleme, Bedürfnisse, Ressourcen und Zusammenarbeit mit der ambulanten Pflege, Bern: Huber-Verlag.
- Stiehler, Steve (2009) Freundschaften unter Erwachsenen, in: Karl Lenz, Frank Nestmann (Hrsg.) Handbuch Persönliche Beziehungen, Weinheim: Juventa: 383-401.
- Szydlik, Marc (2000) Lebenslange Solidarität? Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern, Opladen: Leske + Budrich.
- Tesch-Römer, Clemens (2010) Soziale Beziehungen alter Menschen, Stuttgart: Kohlhammer.

Letzte Aktualisierung: 2. Januar 2014

Weitere Studienunterlagen zu Alter/n und Generationenbeziehungen via www.hoepflinger.com